

(Nachdruck verboten.)

20]

## Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexö.

Da waren Prügel, von denen man weglassen konnte, weil der Bohn währenddes verrauchte, und andere Prügel, bei denen es darauf ankam, soviel wie möglich zu weinen. Die meisten schlugen nur bis Tränen kamen, aber der Verwalter konnte das Flennen nicht ausstehen, da galt es denn, die Zähne zusammenzubeißen und sich fortzumachen. Die Leute redeten beständig davon, daß man die Wahrheit sagen sollte, aber um die meisten Prügel konnte man sich durch eine Notlüge herumdrücken — wenn sie nur gut ausgedacht war, und man sein Gesicht gehörig in der Gewalt hatte. Sagte man die Wahrheit, so sah die Hand immer sehr lose.

Die Prügel hatten auch eine Seite, die nach außen wendete. Gut konnte er hauen, wann er wollte, aber größeren Knaben gegenüber mußte man am liebsten das Recht auf seiner Seite haben, wie zum Beispiel wenn der Vater angegriffen wurde, dann half der liebe Gott. Hier war ein Punkt, wo der Junge geradezu die Allmacht beiseite schob und sich als Beschützer des Alten fühlte.

Rasse und Pelle zogen Hand in Hand durch das Leben, und doch ging jeder seiner Wege — Rasse fühlte das selber. „Wir fassen jeder an seinem Ende an,“ pflegte er mißmutig zu sich selbst zu sagen, wenn der Unterschied zu deutlich ins Auge sprang, „er ist im Aufstieg begriffen, der Junge!“

Das sah man am besten an den andern. Auf die Dauer mußte man den Jungen gern haben, es konnte nicht anders sein. Die Knechte konnten hin und wieder auf den Einfall kommen, ihm irgendetwas zu schenken, und die Mägde waren herzensgut gegen ihn. Pelle war die allerlichteste, werdende Jugend — sie konnten ihn auf einmal, wenn er so da ging, auf den Schooß nehmen und ihn küssen. Die personifizierte kindliche Unschuld konnten sie in den Arm nehmen und es einen jeden sehen lassen.

„Ja, er wird bei den Frauen beliebt!“ sagte Rasse dann. „Das hat er von seinem Vater!“ Aber dann lachten sie.

Zimmer wurde gelacht, wenn Rasse an dem Treiben der Erwachsenen teilnehmen wollte! Das erstemal — ja, da war er gut genug. — „Wo is Rasse?“ hieß es damals stets, wenn Branntwein spendiert, oder wenn es sich um einen Scherz oder eine Demonstration handelte — „ruft doch Rasse Karlsson!“ Er brauchte sich nicht aufzudrängen, er gehörte von selbst mit dazu. Die Mädchen hatten zu allen Zeiten ein Auge auf ihn gerichtet — ein verheirateter Mann, wie er war. Und er trieb Kurzweil mit ihnen. In allen Ehren natürlich, denn mit Vergta war nicht gut Kirchen essen, wenn ihr etwas zu Ohren kam.

Aber jetzt! Ja ja — ja ja! — Er durfte Branntwein für die anderen holen! und ihre Arbeit verrichten, wenn sie frei hatten, ohne daß sie ihrerseits etwas für ihn getan hätten. „Rasse — wo is Rasse? Kannst Du heut abend für mich futtern? — Kannst Du morgen abend meinen Platz in der Haderlingscheune einnehmen?“

Es war ein Unterschied zwischen damals und jetzt, und Rasse hatte selbst die Erklärung dafür gefunden — er war im Begriff, alt zu werden. Diese Entdeckung verlieh ihm ein Recht. Sie breitete den Schein der Einfältigkeit über ihn aus, nahm seinem Sinn die Spannung und seinem Körper die letzten Spannungsüberreste. Am härtesten traf es ihn, als er entdeckte, daß er nichts mehr bei den Mädchen galt, gar nicht mehr in Betracht kam bei ihren Gedanken an Mannsleute. In Rasses Welt wog kein Wort so schwer wie das Wort Mann — schließlich entschieden die Mädchen, ob man es war oder nicht. Rasse war es nicht — er war nicht gefährlich! Er war nichts als ein paar elendige Ueberbleibsel eines Mannes, ein komischer Rest von etwas Vergangenen — sie lachten laut über ihn wenn er schön tun wollte.

Das Gelächter zermalmte ihn, und er zog sich zurück und richtete sich niedergeschlagen in seiner Welt des alten Mannes ein. Das einzige, was ihn am Leben erhielt, war die Sorge um den Jungen, und er klammerte sich verzweifelt an seine

Stellung als seine Vorsehung. Wenig nur konnte er für ihn tun, um so mehr große Worte machte er; und wenn dem Jungen etwas zustieß, so warf er mit noch gewichtigeren Drohungen gegen die Welt um sich als bisher. Er fühlte auch, daß der Junge im Begriff war, sich zu befreien, und kämpfte einen verzweifelten Kampf, um den letzten Scheinrest seiner Machtstellung zu bewahren.

Aber Pelle war nicht in der Lage, seiner Einbildung unter die Arme zu greifen, — er besaß auch wohl nicht Verstand genug dazu. Er wuchs tüchtig und hatte selber Verwendung für all das Seine. Jetzt, wo der Vater nicht mehr dahinter stand, glückte er einer kleinen Pflanze, die ins freie Land hinausgepflanzt ist und einen harten Kampf kämpft, um die Natur ihrer Umgebung zu erkennen und sich ihnen anzupassen. Mit jeder Wurzelfaser, die Fühlung mit dem Erdboden erhielt, sank eins der zarten Blätter zur Erde, und zwei kräftige sproßten dafür auf. Ein Gefühl nach dem andern, wie auch die Wehrlosigkeit des Kindes, fiel und machte harthändigeren Gefühlen — denen des Jägers — Platz.

Der Junge war im Begriff, sich selbst aufzubauen — nach unsichtbaren Gesetzen. Er nahm Stellung zu den Umgebungen in allen Punkten, aber er ahnte sie nicht nach. Die Leute auf dem Hofe waren zum Beispiel nicht gut gegen die Tiere. Die Knechte peitschten oft auf die Pferde los, nur um ihrer schlechten Laune Luft zu verschaffen, und die Mägde machten es ebenso mit dem Kleinvieh und den Milchkühen. Und aus diesen Voraussetzungen lernte Pelle Mitleid. Er konnte keine Tierquälerei leiden, und prügelte Rud zum erstenmal, als dieser eines Tages ein Vogelneft ausgenommen hatte.

Pelle war wie ein junges Käzchen, das alles vor sich hin trudelte. In sein Spiel nahm er, ohne es zu ahnen, viele von den ernsthaften Geschehnissen des Lebens auf und tummelte sich in ausgelassenen Sprüngen damit. Er übte sein Stückchen Geist, wie er seinen Körper übte; drängte sich in alles hinein und wieder heraus; ahnte Arbeiten und Scherze und das sich um die Arbeitwegdrücken nach; lernte, sich zu einem höllischen Kerl aufzublasen, wo die Umgebungen versagten, und sich fast unsichtbar vor Bescheidenheit zu machen, wenn sie ihn zu hart anfaßten. Er bildete sich zu dem kleinen Tausendkünstler, dem Menschen, aus.

Und es wurde immer schwerer, ihn unvorbereitet zu treffen. Das erstemal, wo er sich allen Ernstes mit etwas abgeben sollte, war ihm der Griff in der Regel geläufig; er war so schwer zu überrumpeln wie eine Katze.

Es war wieder Sommer. Die Wärme stand still und und spielte über der Erde, glitzernd, mit träger Wollust und weichen Gebärden wie die Fische im Bach. Tief drinnen im Lande schimmerte der Saum der Felsen in einem unruhigen Flimmer von Weißblau; darunter erstreckten sich die Felder unter der sengenden Sonne, es trieb über sie dahin wie Pulverrauch, wenn der Roggen blühte. Oben über den Kleeefeldern standen die Röhre von Steengoorden in langen Reihen, sie ließen die Köpfe schwer hängen und hielten die Schnauze in regelmäßig schwingender Bewegung. Rasse ging da oben zwischen den Reihen und suchte nach der Spannkeule, hin und wieder sah er bekümmert nach der Wiese und den Dünen hinüber und machte sich daran, das Jungvieh und die Ochsen zu zählen. Die meisten lagen am Boden, einige standen, die Köpfe einander zugewendet und kauten mit geschlossenen Augen. Der Junge war nicht zu sehen.

Rasse stand da und überlegte, ob er Pelle nicht einen warnenden Ruf zukommen lassen sollte; es gab einen Höllenlärm, wenn der Verwalter jetzt kam. Aber da ertönten Stimmen in den jungen Tannen zwischen den Dünen, ein nackter Junge kam zum Vorschein und noch einer. Ihre Leiber hoben sich wie goldene Funken von der Luft ab, als sie über das Niedgras dahinflüßten, jeder mit seiner festzugehaltenen Mütze in der Hand.

Sie ließen sich am Bachabhang nieder, die Füße im Wasser, und öffneten vorsichtig die Mützen, um ihren Gang herauszulassen — es waren Libellen. Sobald die Insekten durch die enge Oeffnung gekrochen kamen, rissen die Jungen ihnen die Köpfe ab und legten sie in einer Reihe in das

Gras. Neun hatten sie gefangen, und neunmal fünfunddreißig — ja, das wurden über drei Kronen. Die schwindelnde Summe machte Pelle skeptisch.

„Wenn das nur nicht hohle Lügen sind!“ sagte er und leckte sich an der Schulter, wo er einer Wundenstich hatte. Es hieß, man bekäme für jede Libelle fünfunddreißig Dere in der Apotheke.

„Lügen?“ brauste Kud auf. — „Ja, es mag wohl sein,“ fügte er ganz verzagt hinzu. „Es werden wohl Lügen sein, denn so was sind immer Lügen. Du kannst mir Deine ja auch geben, Du!“

Aber das wollte Pelle nicht.

„Dann gib mir fünfzig Dere, dann will ich in die Stadt gehen und sie für Dich verkaufen. Sie kosten wirklich fünfunddreißig Dere, denn das hat Karl mir erzählt, und seine Mutter macht in 'er Apotheke rein.“

Pelle stand auf, nicht um die fünfzig Dere zu holen — denn die wollte er um alles in der Welt nicht weggeben —, sondern um sich zu vergewissern, daß sie noch in seiner Westentasche lagen.

Als er sich entfernte hatte, hob Kud schnell eine Grasfode an dem Abhang in die Höhe, schob etwas darunter und lief in das Wasser hinaus. Und als Pelle mit schwerem, unheilberfündendem Gang zurückkam, froh er auf das andere Ufer hinauf und lief in großen Sätzen davon.

Auch Pelle lief, in kurzen, hastigen Sprüngen. Er wußte, daß er der Geschwindere war, und das machte ihn übermütig. Er klatschte während des Laufens seinen nackten Körper, als sei der gelenklos, wiegte sich nach den Seiten wie ein Ballon, bäumte sich und stampfte auf den Boden — und stürzte dann weiter. Dann umfingen die kleinen Tannen sie wieder beide, die Bewegungen der Wipfel gaben an, wo sie liefen, ferner und ferner, bis alles still wurde.

Auf den Wiesen laute das Vieh mit geschlossenen Augen und wachsamem Ohren. Die Wärme stand über der Erde und spielte, flimmernd, nach Luft schnappend — wie ein Fisch im Wasser. Es sumnte schwer und betäubend; der Laut kam überall und nirgends her.

Oberhalb der Felder kam ein großes, dickes Frauenzimmer gegangen. Sie war im Unterrod, Hemd und Kopftuch, sie beschattete die Augen und spähte. Sie ging schräge über die Wiese hinab, fand Pelles Vorratskorb, nahm den Inhalt und steckte ihn unter das Hemd, auf ihre nackte, schweißige Brust. Dann schlug sie die Richtung nach dem Meere zu ein.

(Fortsetzung folgt.)

## Ansiedler-Geschichten aus Nordland.

Von Andreas Gaukland.

### frauenraub.

Viele Meilen jenseits des Waldes liegen die großen Kirchspiele, wo der eine solid gebaute Bauernhof seine weit ausladenden Wiesen den weit ausladenden Wiesen des anderen entgegenstreckt . . . bis sie eine gewaltige Kette von Häusern und Aedern und Wiesen rings um die blanken Seen bilden, oder zwei lange Reihen — eine auf jeder Seite des Tales — die einander über den Fluß zulächeln.

Hier sitzt der Bauer als Gebieter auf seinem Hofe. Und neben sich hat er seine Gattin, frei und stolz wie er.

Sie sind alle groß und blond. Sie kennen weder Furcht noch Gefahr. Und sie haben keinen über sich als Gott.

Sie pflügen und säen im Frühjahr. Und sie gehen ruhig umher und sehen es keimen und wachsen.

Und sie sehen ihre Kinder aufwachsen, wie reisendes Korn.

Wenn der Sommer zu Ende geschritten ist, wenn das Wetterleuchten über den Feldern fladert, gehen sie umher, und nehmen die vollen Lehren in die Hände und reiben das Korn mit den Fingern hinaus um wiegen es in der Hand.

Und wenn die ewig raschelnden Blätter der Eiche vielfarbig sind und die Luft hoch und klar geworden ist und ein unablässig klingender Ton zwischen Erde und Himmel zu singen scheint, dann füllen sie ihre Scheunen . . . und die Pferde werden von den Stoppeln heingeholt . . . und die blanken Kühe von den Weideplätzen im Gebirge.

Wenn die Winterkälte dann über die Erde geht und die Blätter lautlos von den Zweigen fallen und fallen, dann schließen die warmen Häuser die Kälte und alles Unbehagen der lichtlosen Zeit aus

Und während der Schnee sich weiß über die Felder legt, und von den zufriedenen Seen hie und da ein Stöhnen ertönt, wie von geängstigten Tieren, gehen die Leute umher und sehen nach ihren Kühen in den Ställen und den stampfenden Föhlen in den Hürden.

Sicher, wie jemand, dem nichts Böses widerfahren kann, versammeln sie sich an den Winterabenden um den Herd in der Stube.

Der weißhaarige Alte sitzt in dem ausgehöhlten Baumstumpf wie in einem Lehnstuhl, nahe der Wärme . . . seine blauen Augen sind so sorglos wie die der gelbhaarigen Knaben, die ihren Kopf gegen die Knie des Alten lehnen.

Die jungen Frauen treten den Spinnroden und singen dazu oder hantieren am Webstuhl. Ihr Bufen ist hoch und voll. Ihr Hals erhebt sich milchfarbig auf den Schultern, und die lornblumenblauen Augen sind fröhlich und ohne Sehnsucht, und wie das Korn, das sich im Winde legt und wieder emporwogt, so wogt das Haar um den starken Nacken.

So leben sie. Und so sind sie.

Ein Menschenschlag, aufrecht und schön und voll stillen Stolzes.

Aber oben auf den Hochebenen ziehen die Lappländer umher mit ihren Zelten und ihren Renttierherden. Sie und da geschieht es, daß ein veranrter oder geiziger Lappländer in die breiten Kirchspiele umherzieht und bettelnd von Hof zu Hof geht.

In seinem weiten Pelzrod zusammenkriechend, sitzt er des Abends am Feuer, und alle Bewohner des Hauses versammeln sich um ihn, um seine merkwürdig fremde, jugende Sprache zu hören.

Und wenn er weiter gezogen ist auf den krummen Weinen, von Hof zu Hof matschelnd, feimt eine Sage in jeder seiner Fußspuren. Noch lange nachher müssen die Leute auf dem Hofe der alten Geschichten gedenken aus der Zeit, da die Kojen der Lappländer an den großen Seen lagen, wo sich jezt Wiesen und Aeder ausbreiten, und die Renttiere zwischen den Bäumen umhergingen und ihre Mäuler nach dem Graubart der alten Fichten ausstreckten, als der Lappländer an den Herbstabenden seinen Schlitten in den Fluß hinausschob und dem Lachs nachspürte, der scharrenweise unter den Wasserfällen herankam, oder seine Nege in die See hinausruderte und sie, mit feisten, zappelnden Forellen angefüllt, hinaufzog.

Als die ersten Kolonisten in die Täler einzogen und ihre Höfe oben in den Abhängen aufbauten, mußten die Lappländer weichen . . . immer weiter und weiter zum Gebirg hin.

Aber Kampf kostete es und Ungemach brachte es.

Die Kolonisten töteten ihre Renttiere und zertrampelten ihre Rejn. Und die Lappländer, die beständig zurückwichen, richteten ihre Seuchen und Unheil bringenden Zauberchüsse auf Volk und Vieh der Fremden.

Zulezt verschwanden sie, zogen nordwärts, in die gewaltigen Hochebenen oder in die Einöde.

Generationen hindurch zeigte kein Lappe sich in den Kirchspielen. Uebrig blieben nur dunkle Sagen und hie und da eine Steinsäule als Gedenzzeichen, wo die alten Opferstätten gestanden hatten.

Lange ehe eine Art auf der Ebene unter dem Gebirge zu hingen begonnen hatte, wohnte auf einem der größten Höfe im Tale der Bauer Brynjulf Rosvold. Er war Witwer und söhnlös, hatte aber eine Tochter, ein ganz junges Mädchen, die Torbjörg hieß.

Den Hof hatte er von dem Abhang auf die große Steppe am Fluß hinabverlegt. Und die Pferdesämpfe, die früher auf der Steppe abgehalten wurden, fanden jezt weiter unten im Tale statt.

Storrudd, wie der Hof auf dem Abhang hieß, wurde jezt unter Rosvold als Nebengebäude verwendet.

In einem Frühjahr kam ein kleiner halb wie ein Lappe, halb wie ein Ansiedler gekleideter Mann in das Kirchspiel hinab. Niemand hatte ihn vorher gesehen. Und es erregte Verwunderung, daß er die Sprache des Kirchspiels sprach, jedoch mit singendem lappländischen Tonfall.

Er kam eines Tages nach Rosvold und blieb über Nacht dort. Er war wortlanger als andere Lappländer, die durch das Kirchspiel zogen. Außerdem hatte sein Wesen etwas an sich, das sie als verwandt empfanden. Es fließt nicht nur lappländisches Blut in ihm, dachten sie, sahen ihn an und nickten vor sich hin.

Aber sie konnten nichts darüber erfahren.

Er saß und blickte Torbjörg heimlich an, lauernd wie ein sprungbereites Tier. Und man konnte kaum ein Wort aus ihm herausbringen.

Aber am folgenden Tage verdingte er sich auf Rosvold für den Sommer. Er hieß Steinar.

Er war anfangs linksch und verstand nicht mit Spaten oder Sense umzugehen. Aber er war stark und unermülich und hatte guten Willen. Er holte schnell nach.

Da geschah es eines Tages, daß er und Torbjörg auf eine Heuwiese oben in den Storruddfeldern gegangen waren. Die Wiese war gerade so groß, daß sie bis zum Abend damit fertig werden konnten. Er ging voran und mähte, und sie ging hinterher und spreitete aus.

Als die Sonne am höchsten stand, setzten sie sich in den Schatten

einer großen Birke und aßen zu Mittag. Sie hatten ihr Mittagessen bei sich. Der Hof war zu weit entfernt, als daß sie hätten zurückgehen können.

Als er satt war, trock er zusammen wie ein Hund, der sich zur Ruhe legt und schlief ein.

Sie blidte ihn eine Weile an, dann ging sie zum Bach, der in der Nähe rann, zog Schuhe und Strümpfe aus und badete ihre Füße.

Sie blieb lange sitzen und ließ ihre weißen Baden von dem kühlen Wasser umströmen und fühlte sich mit einem eigenartigen Behagen von seiner Kälte durchrieselt.

Nach kurzer Zeit erhob sie sich und blickte zu Steinar hinüber. Der Schatten war gewandert. Die Sonne stand jetzt gerade über dem Manne. Aber er lag ganz still wie zuvor.

Da schätzte sie ihren Rock auf, daß er nur bis zu den Knien reichte. Und begann dann mit den bloßen Beinen in dem dicken Graße umherzuwaten. Und es kitzelte sie hinter den Knien, wenn sie diese beugte, daß sie beinahe kreischte und zusammenfiel.

Lange ging sie so. Die Kühle des Grassodens liebkoste ihre Fußsohlen, und die langen Halme wippten mit ihren scharfen Spitzen um ihre Anie. Und über ihr brannte des Mittags entkräftende Sonne.

Zuletzt nahm sie sich zusammen mit einer Bewegung wie einer, der erwacht und schaudert.

Dann ging sie und rief Steinar. Er dehnte sich, lag eine Weile ausgestreckt, mit einem schwachen Beben in den Gliedern. Erwachte aber nicht. In seinem Gesicht war eine gelbe Hitze von der Sonne, die ihn umtogte.

Da beugte sie sich herab und rüttelte ihn,

(Schluß folgt.)

## Ein Nachwort zum „Rosenkavalier“.

Aus Dresden wird uns geschrieben:

Friedrich Schiller wollte die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet wissen. Derartige Ansprüche haben wir Modernen uns längst, längst abgewöhnt. Wir schauen nur noch resigniert zu, wie sich die kapitalistische Scheinkultur in den Ereignissen des Theaters spiegelt. Wir stehen abseits, außerstande, den Verfall der Kunst irgendwie aufzuhalten, ja nicht einmal mehr willens, es zu verhindern; je schneller der Schwundelbau zusammenbricht, der sich „moderne Kultur“ nennt, um so lieber kann es uns sein.

In Dresden hat sich wieder einmal so ein Theaterereignis vollzogen, das auf die ganze Kunstpolitik ein großes Licht wirft, das vor allem zeigt, in welchem Fahrwasser eine der ersten Hofbühnen Deutschlands (wenn nicht überhaupt die erste) sich bewegt.

Die Vorgeschichte dieser Uraufführung vom 26. Januar ist schon recht bezeichnend. Die Dresdener Oper ließ sich, um das Werk aus der Taufe heben zu dürfen, auf Jahre hinaus die Aufführung der „Salome“ und „Elektra“ aufhalten. So wenig Vertrauen also setzt Herr Richard Strauß in die Lebensfähigkeit seiner beiden vorausgegangenen Bühnenwerke, daß er sie selbst dem Theater aufzwingen muß, das sie zuerst herausgebracht hat. Bei dieser raffinierten Ausnutzung der geschäftlichen Konjunktur handelt es sich doch wohl eher um die Sicherung der Lantienem als um irgend welche künstlerischen Beweggründe. Und siehe da: die stolze Hofbühne mit ihrem gräflichen Intendanten, die bereits für ihre Uraufführung Reklame gemacht hatte — mit einem neuen Strauß sind immer Geschäfte zu machen — gibt klein bei. Die Firma Färsiner und Strauß in Berlin hatte also vollkommen richtig kalkuliert.

Man sollte denken, das Dresdener Hoftheater hätte sich durch seine Nachgiebigkeit blamiert. Aber im Gegenteil: der ganze Handel, von der bürgerlichen Presse gehorsam breitgetreten und zu seinen Gunsten gedreht, diente nur dazu, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die bevorstehende Uraufführung zu sammeln. Die Reklame scheint eine Art von Massenuggestion zu bewirken: in alle Welt war hinausposaunt worden, daß der „Rosenkavalier“ etwas ganz Besonderes, etwas Neues, etwas nie Gehörtes sei, und viele, viele Berichterstatter aus aller Herren Länder trafen mit der festen Ueberzeugung in Dresden ein, daß das neue Werk etwas ganz selten Großes und Eigenartiges sein müsse. So wenigstens erklärt man sich mit die geradezu verrückte Verhimmelung, die sich leider allzu viele Zeitungen geleistet haben.

S kaum jemals ist auch ein Bühnenwerk mit soviel Verechnung der Wirksamkeit gemacht worden wie dieser „Rosenkavalier“. Die Herren Hofmannsthal und Strauß, die sich eben erst in einer verberzerten Blutrünstigkeit (nach modernen Begriffen „Tragik“) in perversem Schwelgen in Grausamkeit hervorgetan hatten, versetzten auf einmal in Hologotändel, in erotisch-gefühlseliges Spiel. Welch eine Wendung — aber nicht durch Gott Apollon Fügung! Leo Fall und Franz Lehár hatten mit einer zugkräftigen Musik auf schmierig-komische Texte Reichthümer erworben. Gleichzeitig schrieb die Kritik nach einem literarisch brauchbaren musikalischen Lustspiel. Gleichzeitig aber ergöbte sich auch der überreizte Geschmack unserer verdorbenen Gesellschaft an der überreizten Erotik des verfaulenden Hologos — findige Verleger können gar nicht genug erotische fran-

zösische Romane und Nobellen überlegen und pikant illustrieren lassen! Kurzum: man konnte dem Geschmack des vornehmen Großstadtpublikums nicht mehr entgegenkommen als mit einer recht gewürzten komischen Hologooper. Gab man dann dem Theatermacher noch reichlich Gelegenheit zu recht effektvollen Bühnendibeln, zu Prunk und Farbenpracht, dann war ja der Erfolg gesichert.

Die Folge von diesen zauberhaften Effekten war, daß ein großer Teil der Kritik sich dem Wert als Ganzem vollkommen gefangen gab und Hofmannsthal und Strauß, die Schöpfer, mit Schuch und Koller, den Ausführenden (Kapellmeister und Theatermacher), verwechselte. Daß das Textbuch geklaut, undramatisch breit und seicht, die Musik aber stellenweise bis zum Ordinären banal und dann wiederum schwulstig-sentimental, ebenso bar jeder echten Komik wie wirklicher Empfindung ist, das merkten diese Schwärmer nicht. Wo in aller Welt soll denn bei Herrn Richard Strauß die Empfindung fließen, der es fertig bringt, der Gesellschaft von Beethoven in Es-palast Beethovens neunte Sinfonie zu servieren?

Ist es wohl ein Zufall, daß gerade die Vörsenjobberpresse der großen Städte fast übereinstimmend den „Rosenkavalier“ am meisten herausstreicht? Kommt man nicht ganz von selber zu dem Schluß, daß die neue Oper so recht nach dem Herzen der oberen Zehntausend sein muß? Zu der Presse steht sie hoch im Kurs, folglich auch beim Publikum. Wäre die Aufmerksamkeit nicht so raffiniert, man müßte denken, ein Kritiker sei vom Sonnenstich befallen, der die Parallele mit dem „Figaro“ zu ziehen wagt! —

Natürlich hat auch das Dresdener Theater den Lohn für seine Mühen geerntet. „Das war Weiskstadt — das führende Dresden!“ hieß es in einem Berliner Blatt. Wer die Dresdener Theaterverhältnisse kennt, laßt über diese Phrase. Wegen einer effektvollen Uraufführung soll ein Theater oder gar die ganze Stadt „führend“ sein! Was leistet die Dresdener Hofoper mit ihren vortrefflichen Kräften? Ein paar gute Puccini- und Wagner-Aufführungen, alles übrige mittelmäßig, ja manchmal schlecht. Alle Mozart-Opern werden geradezu mißhandelt, den „Fidelio“ von Beethoven, Bizets „Carmen“, ja selbst die populärste deutsche Oper „Der Freischütz“ bringt eine anständige Provinzbühne besser heraus als das „führende Dresden“.

Aber das zeigt uns deutlich, wo wir stehen: alle Kräfte und Mittel von Deutschlands leistungsfähigster Opernbühne werden für eine Bluffvorstellung wie diese Rosenkavaliers-Premiere aufgewendet, und die Klaffler werden daneben vernachlässigt. Alle Musikfreunde sehnen sich nach dem „Barbier von Bagdad“ von Peter Cornelius und nach Hermann Göhens köstlicher „Widerständigen Jähmung“ — umsonst: Richard Strauß bringt mehr ein! Die Reklame verhilft auch am Hoftheater einem Künstler zum Erfolg. Wer weiß, wie manche wertvolle Partitur eines unbekanntem Musikers in der Schublade des Intendanten und des Generalmusikdirektors verdimmet, während man Herrn Ehrendoktor Richard Strauß mit einem Krugfuß seine Niefentantiemen überreicht?

Aber wie im „führenden“ Dresden, so sieht's an anderen Bühnen aus. Das ist Kunstpflege im kapitalistischen Zeitalter.

H. H.

## Neue Wunder der Chemie.

Der Vortrag, den Professor Emil Fischer aus Anlaß der Konstituierung der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften im Kultusministerium gehalten hat, wird jetzt in der „Internationalen Wochenchrift“ veröffentlicht. Er gibt einen umfassenden Ueberblick über die erstaunlichen Erfolge, die die Chemie in den letzten Jahren errungen hat, und vermittelt weiteren Kreisen die Kenntnis einer Reihe von bedeutenden Resultaten der Forschung. Auf dem Gebiete der Radioaktivität gibt er Kunde von einer Erfindung des Professor Otto Hahn, der in den Umwandlungsprodukten des bei der Fabrication von Gaslöhstrümpfen gebrauchten Thoriums mehrere radioaktive Elemente entdeckt und das wichtigste davon Melothorium genannt hat. Dieses Hahn'sche Präparat, die Bromverbindung des Melothoriums, ein weißes Salz, das dieselben durchdringenden Strahlen ausstrahlt, wie das entsprechende Salz des Radiums, könnte in Deutschland alljährlich aus den wertlosen Rückständen der Thoriumfabrication gewonnen werden, so daß dadurch die Radiumnot, die bisher in Deutschland herrschte, beseitigt sein dürfte. Auch in der anorganischen Chemie, die man vor 30 Jahren fast für abgeschlossenen hielt, sind durch ganz neue Hilfsmittel, wie die hohen Temperaturen, die starken elektrischen Ströme, neue wichtige Resultate erzielt worden. So ist die direkte Verwandlung der Luft in Salpetersäure gegenwärtig in das Stadium der Großfabrication eingetreten, denn in Norwegen wird in der Nähe eines mächtigen Wasserfalls ein Niefenwerk von deutschen Fabriken in Verbindung mit norwegischen Ingenieuren errichtet. Der Kalkstickstoff wird durch ein originales Verfahren aus Kalziumcarbid und Luftstickstoff bereitet, und schon ist ein drittes Verfahren angekündigt, das darauf hinausläuft, den atmosphärischen Stickstoff direkt mit Wasserstoff zu Ammoniak zu vereinigen. Die Herstellung solcher Stickstoffverbindungen ist für die Landwirtschaft von höchster Bedeutung, da sie sie als künstlichen Dünger verwenden. Da nun nach dem Urteil von Sachverständigen die deutsche Landwirtschaft leicht das Doppelte, ja das Dreifache des heutigen Verbrauchs an Stickstoffverbindungen bei Verringerung der Preise aufnehmen könnte, so sind der chemischen Industrie hier Aufgaben von großer Bedeutung eröffnet. Auch mit des

**Bereitung der Metalle** hat sich die wissenschaftliche Chemie erfolgreich beschäftigt. Das letzte auf diesem Gebiet ist eine neue Sorte von Eisen, das Elektrolyt-eisen, das sich durch seine außerordentliche Reinheit von allen anderen bekannten Sorten, die im Handel sind, unterscheidet.

Die organische Chemie, die alle die komplizierten Gemischen Stoffe in Pflanzen- und Tierkörper umfaßt, ist mit der Riesenaufgabe beschäftigt, mit Hilfe der organischen Synthese aus wenigen Elementen, unter denen der Kohlenstoff hervorragend, nach wunderbaren Methoden alle die Kombinationen der organischen Welt aufzubauen, ähnlich wie der Baumeister aus demselben Baustein die verschiedensten Gebilde entstehen läßt. Die Zahl der genau untersuchten organischen Verbindungen läßt sich heute auf 150 000 schätzen, und jedes Jahr kommen 8—9000 hinzu. Es läßt sich deshalb ausrechnen, daß am Ende dieses Jahrhunderts die organische Chemie den Formenreichtum der Lebewelt, Pflanzen- und Tierreich zusammengekommen, erreicht haben wird. Durch die künstliche Herstellung von Eiweißstoffen, Kohlenhydraten, Fetten usw. steht die organische Chemie in enger Beziehung zu den biologischen Wissenschaften, so daß sie berufen ist, an der Lösung der großen Rätsel des Lebens mitzuarbeiten, an den Problemen der Ernährung, des Wachstums, der Vererbung, des Alterns und der mannigfachen krankhaften Störungen des normalen Zustandes. Daneben hat aber die organische Chemie auch für die chemische Industrie und viele andere Gewerbe den nächsten Nutzen gestiftet. So ist z. B. eins der häufigsten Kohlenhydrate, die Zellulose, das Material für unzählige Industrieerzeugnisse geworden. Papier, Kollobium, Zelluloid, photographische Filme, rauchloses Pulver, künstliche Seide, künstliche Haare, künstliche Leder — das alles wird aus Zellulose verfertigt. In der Farbstoffindustrie hat die Arbeit des Chemikers den natürlichen Farbstoff schon fast völlig verdrängt. Das synthetische Produkt ist nämlich nicht nur viel reiner und schöner, sondern auch erheblich billiger. Die Kultur der Indigo-pflanze ist beispielsweise in Indien schon auf ein Sechstel des früheren Umfangs zurückgegangen und wird voraussichtlich bald ganz verschwinden. Auch die Asiaten färben heute ihre Woll- und Baumwollstoffe mit deutschem Indigo, von dem im Jahre 1909 für 88 Millionen Mark exportiert wurde. Die Untersuchung der wichtigsten Farbstoffe der Lebewelt, des Blattgrüns und des Blutfarbstoffes, hat das merkwürdige Resultat ergeben, daß die beiden Stoffe chemisch nahe verwandt sind, daß also eine Art Verwandtschaft zwischen Tier- und Pflanzenreich besteht. Großartige Perspektiven für das Aufblühen neuer Industrien eröffnen die künstliche Herstellung von Kautschuk und Kampfer, der jetzt bereits im großen künstlich gewonnen wird. Sehr wichtig ist auch die Auffindung neuer Heilmittel, um die die synthetische Chemie sich im engen Bunde mit der Medizin bemüht. Das Veronal, das Adrenalin, das Salvarsan Ehrlichs sind solche durch die Chemie gewonnenen, für die Heilkunde sehr wichtige Mittel. Die Synthese des im Tee und Kaffee enthaltenen belebenden Gemischen Stoffes, des Kaffeeins, stellt auch die Möglichkeit in Aussicht, diese Getränke künstlich zu bereiten, wenn man erst so weit ist, auch das Aroma des Tee und Kaffee synthetisch herzustellen. Großes hat die Chemie in der Riechstoff-Industrie geleistet, die heute allein in Deutschland Waren im Werte von 40—45 Millionen Mark produziert. Es gehört schon eine feine Nase dazu, um die künstlichen Produkte von den natürlichen Düften des Flieders, Jasmins, Mai-glöckchens und der Rose zu unterscheiden.

## Kleines Feuilleton.

### Kulturgegeschichtliches.

**Narrentiere.** Die Narrenzzeit, in die wir nun wieder hineingeraten sind, hieß bei unseren Vorfahren auch die „affenzeit“. Denn der Affe galt als das Symbol des Narren; und dieses Schicksal teilten mit ihm der Esel und der Aukud oder „Gauk“. Ein altes Verslein sagt darum: „Ich bin ir Narr, ir Gauk, ir aff, in esels wis ich si angaff...“ Wie mit dem Worte „Narr“ so bildete man namentlich auch mit dem „Affen“ allerlei Zusammensetzungen, wie z. B. affentanz, affentwort, affenhochzeit, affenkleit, affenhut, affenbank usw. Sehr gebräuchlich war auch der Ausdruck affenzagel oder Affenschwanz: „Affenschwanz und Eselsohren — tragen in der Welt viel Ehren“, hieß es. Gerade diese Zusammensetzung lebt noch im Volke weiter. Einen „Affenschwanz“ nennt man mancherorts ein albernes oder auch postfisches Kind.

Der Aukud oder Gauk galt hauptsächlich als Sinnbild des verliebten Narren — und wohl deshalb, weil der Aukud in einer gewissen Beziehung zu den Liebespärchen stand. Sein Rufen bedeutet nämlich für sie eine Wahrsagung. Auf den Frühlingsfesten, bei denen sich nach altem Brauch unter den jungen Leuten die Maipaare bildeten, die für die Dauer des nächsten Sommer oder des ganzen Jahres zueinander hielten, wurde der Aukud als Lenzverkünder gefeiert. War nun aber kein Vogel zur Stelle, um den Liebenden wahrzusagen, so machte sich mancher närrische Bursch kurzerhand selbst zum „Gauk“, indem er auf die Bäume kletterte und den anderen lustig „Aukudend“ wahr sagte. Die „Gaukmatt“ hieß übrigens auch eines der Hauptwerke von Thomas Murner

(1475—1537). In dieser Satire läßt der Dichter alle verliebten Gänse auf einer Matte bei Basel zusammentreffen. Die „Gaukmatt“ ward im 16. Jahrhundert sehr populär.

Auch mit dem Namen des dritten „unweisen“ Tieres, des Esels, benannte man die Narren. Und wenn darum in der Narrenzzeit jemand allzuarg verpöppelt und geärgert ward, so durfte er sich krösten mit dem Sprüchelein: „Was ein Esel von mir spricht — das ach! ich nicht“. Wollte man aber jenem zu verstehen geben, daß er ein Narr sei, mit dem zu reden sich nicht verlohne, so „streckte man ihm den Esel“, das heißt man hielt ihm den Zeigefinger und den kleinen Finger ausgestreckt entgegen und schlug die anderen ein. Diese Eselsohrgeße war nicht mißzuverstehen. Auch Eselscheltworte waren im Mittelalter ganz besonders beliebt, so „Eselstopf, Eselsjurist, Eselreiter“ usw. Das Eselreiten galt bekanntlich als schimpfliche Strafe, die namentlich auch im Schulleben eine große Rolle spielte. Den lebensgroßen, hölzernen „Schulesele“ vertrat später ein Täfelchen mit einer Darstellung Freund Langohrs, das man den kleinen Missetätern um den Hals hing. Aber daß dieses „unweise“ Tier in pädagogischer Hinsicht oftmals verpagte, beweist uns Fritz Reuter in seinem „Scurr-Murr“. In launiger Weise schildert er hier, wie sehr ein Mitschüler den andern um die Strafe des Eselreitens beneidete. Denn wenn sich ein solcher Verurteilter mit seinem Eselen vor die Schultür auf die Strage stellen mußte (oder vielmehr durfte), so sammelte sich um ihn bald eine Schar von Kindern, die nichts sehnlicher begehrten, als auch einmal für einen Augenblick sich den Esel um den Hals hängen zu dürfen, und die dem Glücklichsten als Lohn für diese Vergünstigung gern ihren roten Apfel gaben oder ihm wenigstens allerhand schöne Dinge für die Zukunft versprachen.

### Sprachwissenschaftliches.

**Schneeschuh, Ski oder Schi?** „Da strekten sich die Leut' herum“ — ob es richtiger sei, Ski oder Schi, Skier oder Schier zu schreiben! In der Zeitschrift des Deutschen Skiverbandes „Der Winter“ wird dem Wort „Säier“ nachgerühmt, daß es „eine korrekte norwegische Pluralform“ sei! Man sollte aber im deutschen Sprachgebiet deutsch sprechen vom Schneeschuh, in der Mehrzahl von den Schneeschuhen, vom Schneeschuhlauf, von Schneeschuhvereinen usw., ganz ähnlich wie man vom Schlittschuh und vom Schlittschuhlauf spricht. Wenn man sich erinnert, wie die deutsche Jugend beim Fußballspiel mit englischen Broden um sich wirft, wird man gerne zugeben, daß es nicht wünschenswert ist, wenn die Schneeschuhläufer nun in einer weiteren fremden Sprache, nämlich norwegisch reden. Das beste Beispiel, wie wir es in Deutschland halten sollen, hat uns Ransen gegeben, der sein berühmtes Werk in der Uebersetzung für die Deutschen „Auf Schneeschuhen durch Grönland“ genannt hat. Der Schneeschuhlauf soll und wird sich, namentlich im deutschen Mittelgebirge, immer mehr auch bei dem einfachen Manne einbürgern; warum ihn also nicht mit dem deutschen Namen nennen, den jedermann versteht und jedermann richtig ausspricht, was von dem norwegischen Wort Ski nicht gesagt werden kann? Werne ruft man da und dort kräftig „Ski Heil“, aber daß immer mehr um sich greifende Ski-Kauderwelsch vom Skiern, vom Starten, vom Salom (= Vogen-) Fahren, von den Junioren und den Senioren usw. wird „schie“ zu arg. Wir spielen doch auch nicht „Football“, sondern Fußball! Trotzdem wird ein norwegisch-englischer „Ski-Club“ um den andern gegründet.

### Naturwissenschaftliches.

**Die Schärfe des Insektenauges.** Das Auge hat beim Menschen die höchste Vollkommenheit eines Sinnesorgans erreicht und muß als eins der größten Wunderwerke der Natur bezeichnet werden. Damit darf aber nicht gesagt sein, daß es um die anderen Lebewesen besser bestellt wäre, wenn sie ähnliche Augen befäßen wie der Mensch. Jedes Tier hat seinen bestimmten Lebens- und Wirkungskreis, an den all seine Eigenschaften angepaßt sind, und wenn man irgendwo einsehen lernen kann, daß es keinen Zufall gibt, so ist es in der Betrachtung der Zoologie. Besonders wunderbare Apparate sind die Augen der Insekten mit ihrer Vielheit von Linsen, die wie die Flächen eines reich geschliffenen Diamanten facettenartig neben einander stehen. Allein durch dies Auge kann, wie Dr. Vest vor der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Dresden ausgeführt hat, die Verbindung erfüllt werden, daß das damit begabte Tier sowohl in der Nähe wie bei schnellem Flug auch auf größere Entfernung gut sehen muß. Die Sehschärfe steht außerdem natürlich in einem gewissen Zusammenhang mit der Größe des Tieres, so daß es nicht übertraffen kann, wenn eine Biene ungefähr auf ein Zentimeter Abstand ebenso gut sieht wie ein Mensch auf ein Meter. Dafür ist die Sehschärfe aber auch eine sehr beträchtliche, und zwar ganz besonders in den geringsten Entfernungen vom Auge. So hat Dr. Vest festgestellt, daß Insekten dunkle Punkte unmittelbar vor ihrem Auge noch bemerken können, wenn sie nur eine Größe von 1 bis 3 Tausendstel Millimeter besitzen. Wenn das Auflösungsvermögen des menschlichen Auges als die Einheit genommen wird, so beträgt es bei der Bielle 60, bei der Biene 80, bei der Fliege 270, bei der Ameise 492 und beim Ohrwurm 804.